

Interview

«Ich habe Angst, eine Pflanze zu werden»

Sandro Benini und Julian Schütt

Der peruanische Schriftsteller Mario Vargas Llosa über Terror nach den Anschlägen von Madrid, über Lügen in der Literatur, sein absolutes Vertrauen in die Globalisierung und das Leben nach dem Tod.

Herr Vargas Llosa, Sie leben jeweils einen Teil des Jahres in Madrid. Hat sich die Stadt nach dem Attentat vom 11. März verändert?

Die Erinnerung an die Bombenanschläge ist wie ein Dämon in das Bewusstsein der Madrilenen eingedrungen. Für die Bevölkerung war dieser Anschlag ein ebenso grosser Schock wie der 11. September für die Amerikaner, und dieser Schock wird noch sehr lange anhalten.

Der neue spanische Ministerpräsident José Luis Zapatero zieht nun die spanischen Truppen aus dem Irak ab. Hat er Recht?

Er hat Unrecht. Die spanischen Soldaten greifen niemanden an, sie versuchen, dem irakischen Volk zu helfen. Und sie tragen dazu bei, dass trotz aller Scheusslichkeiten, die gegenwärtig geschehen, zumindest die Hoffnung auf einen freien Irak erhalten bleibt. Der Rückzug der spanischen Truppen bringt Zapatero auf die Schnelle innenpolitische Vorteile, aber der Entschluss eines mittel- oder langfristigen Staatsmannes ist dies nicht.

Es ist der Entschluss eines Politikers, der die Meinung von neunzig Prozent der spanischen Bevölkerung befolgt und ein Wahlversprechen einlöst.

Es gab und gibt legitime Gründe, gegen den Irak-Krieg zu sein, aber es besteht in der Politik immer auch die Möglichkeit, ein Wahlversprechen auf vernünftige, pragmatische Weise einzulösen – oder eben nicht. Zapatero sagte zunächst etwas sehr Intelligentes: Die spanischen Truppen bleiben nur, wenn die Uno bis zum 30. Juni die bestimmende Rolle im Irak spielt. Davon ist er aus innenpolitischen Gründen abgewichen, und damit verliert Spanien viel von dem internationalen Gewicht, das es in letzter Zeit gewonnen hat. Ausserdem sammeln sich nun all die offenen und latenten Antiamerikanisten hinter Zapatero, als ob er deren neuer Leader werden könnte. Was ganz sicher nicht geschehen wird.

Sie waren zu Beginn ein Gegner des Irak-Krieges. Warum haben Sie später Ihre Meinung geändert?

Weil ich in den Irak reiste, weil ich die Schrecken von Saddams Diktatur sah und Horrorgeschichten hörte, die viel schlimmer waren als alles, was ich mir vorgestellt hatte. Diese Invasion hat dem irakischen Volk einen grossen Dienst erwiesen. Ohne Krieg wäre Saddam Hussein bestenfalls gestürzt und durch einen anderen Despoten ersetzt worden, der die Bevölkerung weiterhin unterdrückt, drangsaliert und gefoltert hätte.

Erleben wir mit der Offensive des islamistischen Terrorismus gegenwärtig den von Samuel Huntington vorhergesagten «Clash of Civilizations»?

Ich halte Huntingtons Buch für seriös und durchdacht, aber meiner Meinung nach begeht er einen kapitalen Fehler: Sein Begriff von Zivilisation und Kultur ist viel zu statisch und homogen. Wie alle anderen Kulturen ist auch die islamische Kultur widersprüchlich und vielschichtig. Sie besteht genauso aus Fanatikern wie aus Tausenden von vernünftigen, gemässigten Muslimen. Die grosse Auseinandersetzung unserer Zeit ist jene zwischen einer kosmopolitischen, internationalistischen Weltanschauung einerseits und jeder Form von Nationalismus und politischem oder religiösem Fundamentalismus andererseits. Dazu gehören auch der christliche Fundamentalismus und rassistische oder nationalistische Bewegungen im Westen. Die Front zwischen den Verfechtern einer globalisierten Gesellschaft und den Anhängern eines rückständigen Dogmatismus verläuft mitten durch die Kulturen und nicht entlang von deren Scheidelinien. Dies ignoriert Huntington vollkommen.

Sind Religion und Fanatismus Zwillinge?

Sie sind unzertrennbar. In der westlichen Welt hat zumindest eine Säkularisierung stattgefunden, mit der sich das Christentum arrangieren musste. Dies hat die Tendenz zur Intoleranz eingedämmt, die jeder Religion anhaftet – abgesehen vielleicht vom Buddhismus. Der religiöse Geist als solcher ist jedoch dogmatisch, weil er von absoluten Wahrheiten ausgeht. Und der Glaube an absolute Wahrheiten führt in den Fanatismus.

Ist die offene, bürgerliche Gesellschaft dabei, zu ihrer Selbstverteidigung auf einen Teil der eigenen rechtsstaatlichen Werte zu verzichten?

Leider ja, und dies ist das Traurigste an der terroristischen Offensive. Mit dem Beschneiden bürgerlicher Freiheiten durch den «Patriotic Act» und das Lager in Guantanamo sind zum Beispiel die USA einen grossen Schritt auf diesem Wege gegangen.

Aber sind Sie damit einverstanden?

Ich halte beides für ein sehr bedauernswertes Zugeständnis an eine autoritäre Vision. Am wirkungsvollsten verteidigt man eine demokratische Gesellschaft durch demokratische Werte. Wir müssen uns wehren, aber ohne die Fundamente unserer Zivilisation preiszugeben. Andernfalls gewinnen die Gegner den Krieg – nicht auf direkte, sondern auf indirekte Weise.

Die Sicherheit, dass in einem Zug keine Bombe hochgeht, ist auch ein Wert.

Ja, aber die Schaffung dieser Sicherheit darf die Demokratie nicht zerstören. Sonst haben die Terroristen ihre Spielregeln durchgesetzt. Und um dies zu verhindern, brauchten die Demokratien eine starke Solidarität, sie müssten gemeinsam handeln und eine gewisse Opferbereitschaft zeigen. Diese Haltung ist leider nicht vorhanden. Stattdessen herrscht eine grosse Verwirrung über die Verteilung von Schuld und Verantwortung vor.

Wie meinen Sie das?

Man kann die USA zu Recht für vieles kritisieren und verantwortlich machen, angefangen bei der Todesstrafe. Aber wenn man sich heimlich oder sogar offen über den Anschlag vom 11. September freut, dann sind die Werte gründlich durcheinander geraten. Es gibt einen tief sitzenden Antiamerikanismus, der vielen Europäern eine gewisse Genugtuung über den Schaden verschafft, den die Fanatiker den Vereinigten Staaten zufügen. Auf diese Weise könnten die Fundamentalisten den Krieg gewinnen.

Sie sind ein Verfechter der freien Marktwirtschaft. Wie erklären Sie sich, dass so viele westliche Schriftsteller und Intellektuelle eine Abneigung gegen dieses System verspüren?

Das kapitalistische System ist alles andere als perfekt, es steckt voller Fehler und Ungerechtigkeiten, die Ablehnung heraufbeschwören. Trotzdem hat die liberale, demokratische Marktwirtschaft der Menschheit grössere Fortschritte gebracht als jedes andere System – nicht zuletzt, weil man eine liberale Gesellschaft im Unterschied zu einer totalitären verändern und verbessern kann.

Dann müssen Sie von vielen Ihrer Berufskollegen aber ziemlich enttäuscht sein.

Wenn sie von Politik sprechen, bin ich nicht nur enttäuscht, sondern oft sogar entsetzt. Über einen Autor, der nicht kollektivistisch, sozialistisch oder zumindest progressiv denkt, rümpft man schnell die Nase. Ein solcher Schriftsteller schadet seiner Karriere, denn das kulturelle Establishment steht links, und wer nicht dazugehört, wird bestraft. Deshalb nehmen viele meiner Kollegen aus Opportunismus und Bequemlichkeit linke Positionen ein. Andere tun es aus Überzeugung – umso besser. Jedenfalls ist es unter Schriftstellern Mode, gegen den Kapitalismus zu sein. Wenn sie trotzdem gute Romane schreiben – nur zu! (Lacht)

Ist Ihr Vertrauen in die Globalisierung und den erhofften wirtschaftlichen Aufstieg der Dritten Welt in letzter Zeit nicht erschüttert worden?

Die Globalisierung ist ein Prozess, der erst am Anfang steht, der manchmal verlangsamt und in einigen Ländern sogar blockiert wird. Aber unter dem Strich ist die Globalisierung ohne Zweifel das Beste, was der Menschheit passieren konnte. Die Öffnung der Grenzen hat den Nationalisten einen harten Schlag versetzt, genauso wie den ehemaligen Faschisten und Kommunisten, die die Globalisierung im Namen eines gemeinsamen Kollektivismus, im Namen einer homogenen Nation oder einer homogenen Kultur bekämpfen. Den Ländern der Dritten Welt bietet die Globalisierung die Möglichkeit, wirtschaftlich und politisch sehr schnell voranzukommen. Wenn sie sich in den weltweiten Markt eingliedern, können sie in zwei oder drei Generationen die Armut überwinden.

Zum Beispiel?

Singapur, Taiwan oder Südkorea sind in unglaublich kurzer Zeit unglaublich reich geworden. Oder nehmen Sie Chile, das die anderen lateinamerikanischen Länder hinter sich gelassen hat, weil es im richtigen Moment die richtigen Entscheidungen traf.

Selbst Horst Köhler, der Ex-Chef des Internationalen Währungsfonds, oder der ehemalige Chefökonom der Weltbank Joseph Stiglitz bezeichnen das Gerede von der Globalisierung als Heuchelei: Die reichen Länder fordern von der Dritten Welt offene Märkte, während sie sich selber durch Protektionismus und Subventionen abschotten.

Diese Kritik ist richtig, aber als Konsequenz daraus sollte man nicht weniger Globalisierung fordern, sondern mehr. Natürlich ist es ungerecht, dass die USA und Westeuropa ihre Märkte den Agrarprodukten der Dritten Welt gegenüber verschliessen. Aber wir Liberalen verlangen ja gerade die Öffnung der Grenzen und die Abschaffung von Subventionen. Wenn der freie Markt wirklich spielt, wird sich die Dritte Welt wirtschaftlich sehr schnell entwickeln.

Die These, wonach die industrialisierten Länder für die Armut der Dritten Welt verantwortlich sind, bezeichnen Sie als einen der schädlichsten Mythen unserer Zeit. Durch die Abschottung ihrer Agrarmärkte sind die reichen Länder aber offensichtlich zumindest mitverantwortlich.

Dass sie die Entwicklung der armen Länder durch ihre Politik behindern, gebe ich zu. Zu behaupten, die reichen Länder seien schuld an der Armut der Dritten Welt, halte ich trotzdem für ignorantes linkes Geschwätz, unter anderem geäußert von Schriftstellern, die einfach keine Ahnung von Wirtschaft haben. Der Reichtum ist keine Torte, die gerecht verteilt werden muss. Ihm liegt ein Prozess zugrunde, es gibt wirtschaftspolitische Entscheide, die Reichtum schaffen, während andere Entscheide Armut produzieren. Das Elend der Dritten Welt kommt zu einem grossen Teil durch die verheerende Politik der unfähigen einheimischen Eliten zustande. Es ist nicht nur falsch, sondern sogar rassistisch, die Armut der einen durch den Reichtum der anderen zu erklären.

Rassismus ist in diesem Zusammenhang ein starkes Wort.

Aber ein zutreffendes. Denn diese Theorie geht davon aus, dass die Bevölkerung der Dritten Welt ihre Armut nicht aus eigener Kraft überwinden kann, weil sie zu verantwortungslos oder zu dumm ist. Es gibt Länder, die das Gegenteil beweisen. Als ich in Singapur war und über die Prosperität der Stadt staunte, sagte mir der Leiter einer örtlichen Handelskammer: Vor dreissig Jahren standen hier Hütten, die auf einem Sumpf gebaut waren, in dem Krokodile hausten.

Früher waren Sie ein Linker, heute bezeichnen Sie sich als Liberalen. Sind Sie ein Konvertit?

Als in den fünfziger Jahren überall in Lateinamerika Militärdiktaturen herrschten, hielt ich den Sozialismus für eine Alternative. Aber als ich sah, was der reale Sozialismus bedeutete, wie das Leben in Polen, in der Sowjetunion, in China während der Kulturrevolution oder in Kuba war, machte ich dieselbe Entwicklung durch wie Tausende andere Intellektuelle überall auf der Welt. Ich rede von Intellektuellen – nicht von Fanatikern, die sich von der Wirklichkeit keine Lektionen erteilen lassen wollen. Ideale wie Freiheit und Gerechtigkeit verteidige ich heute noch, und ich ändere ständig meine Meinung. Aber niemand kann mir vorwerfen, dies aus Opportunismus zu tun. Es wäre bequem, ein Freund Fidel Castros zu sein und mit ihm Kaffee zu trinken – dann würde mich die Linke nicht ständig angreifen.

Im Zentrum Ihres neuen Romans «Das Paradies ist anderswo» stehen der Maler Paul Gauguin und die Frauen- und Arbeiterrechtlerin Flora Tristan. Beide kämpfen ihr Leben lang für eine Utopie und scheitern. Enden Utopien unweigerlich in einem Desaster?

Die Utopie ist per Definition unerreichbar, aber meine Figuren hinterlassen wenigstens ein künstlerisches Werk. Utopische Ideen haben die Menschheit vorangebracht, sofern sie sich mit humanen Idealen verbanden. Andernfalls haben sie die Menschheit in unsägliche Katastrophen gestürzt. Die Inquisition war eine Utopie, weil sie eine Gesellschaft ohne Sünde wollte. Der Kommunismus wollte eine Gesellschaft ohne Klassen und führte in den Gulag.

Gibt es unterstützenswerte soziale Utopien?

Nein, soziale Utopien sind ausnahmslos abzulehnen, weil sie unter dem Strich mehr schaden als nützen, weil sie vom Irrglauben ausgehen, dass es ein allgemeingültiges Rezept für das Glück gibt. Es gibt kein kollektives, sondern nur individuelles und vergängliches Glück. Deshalb bin ich ein Verfechter individueller und künstlerischer Utopien, während ich sie in ihrer kollektiven Ausprägung ablehne.

Als Sie im Jahre 1989 Präsident von Peru werden wollten, sagten Sie während des Wahlkampfes, Ihr Land könne zu einer lateinamerikanischen Schweiz werden. Sind Sie nicht selber ein gescheiterter Utopist?

Nein. Die Schweiz ist kein Land von einem anderen Stern, und deshalb fand ich es traurig, dass viele Peruaner

meinen Ausspruch mit Gelächter beantworteten. Meine politischen Ziele und wirtschaftlichen Pläne hatten nichts Utopisches, im Gegenteil. Sie waren realistisch, weil sie demokratisch waren. Die Demokratie zu wählen, bedeutet, sich mit realisierbaren und darum letztlich mittelmässigen Lösungen abzufinden. Dies erklärt auch die Skepsis so vieler Schriftsteller und Intellektueller gegenüber marktwirtschaftlich-demokratischen Systemen. Kompromisse zu suchen und Konzessionen einzugehen, gefällt den Liebhabern des Absoluten natürlich nicht.

Mit dem Südsee-Aussteiger Paul Gauguin schildern Sie einen Künstler, der aus der Zivilisation fliehen muss, um sich zu verwirklichen. Spüren Sie manchmal ähnliche Impulse?

An Gauguins Stelle wäre ich vor Verzweiflung gestorben. Die primitive Welt hat für mich nichts Anziehendes. Sie ist schön, wenn man sie von der Zivilisation aus betrachtet, aber aus der Sicht des Primitiven ist sie schrecklich: eine Welt des Hungers, der Verletzlichkeit, der Schutzlosigkeit gegenüber der Natur. Ich bin kein romantischer Rebell, sondern einer, der das Bestehende von innen heraus in Frage stellt.

Bevor Gauguin zum Künstler wird, muss er auch seine Ehe abschütteln. Geht ein kreativer Mensch inmitten von Kindergeschrei und Töpfeklappern zugrunde?

Bitte keine Verallgemeinerungen! Was den einen Künstler stimuliert, behindert den anderen. Es gibt Schriftsteller, die auf dem Land leben müssen, umgeben von Kühen und Bäumen. Wäre ich von Kühen umgeben, würde ich vor Traurigkeit sterben. Ich brauche Asphalt, Gebäude, Buchhandlungen, Kinos. Ein Schriftsteller muss authentisch sein, alles andere ist Nebensache.

In vielen Ihrer Bücher mischen Sie historische Fakten mit literarischen Fiktionen. Untergraben Sie damit nicht die historische Wahrheit?

Die Literatur erzählt keine Wahrheiten, sondern Lügen. Aber wenn es die Literatur fertig bringt, ihre Leser zu verführen, zu faszinieren und Bestandteil ihrer eigenen Erfahrungen zu werden, dann schafft sie durch ihre Lügen eine eigene Wahrheit – eine flüchtige und widersprüchliche Wahrheit, die aus all dem entsteht, was wir nicht leben, sondern nur erfinden können.

Nehmen wir als extremes Beispiel an, ein Schriftsteller lässt in einem Roman Adolf Hitler auftreten und schildert ihn als Wohltäter. Er könnte sich mit genau denselben Worten verteidigen.

Wenn die Literatur überzeugend ist, kann sie jemanden dazu bringen, schreckliche Lügen zu glauben. Das ist die Waffe der Fiktion. Wenn jedoch ein Roman ein Bild zeichnet, das unserer Wahrnehmung der Welt und unseren konkreten Erfahrungen vollkommen widerspricht, dann dürfte dies kaum ein literarisches Meisterwerk sein. Es ist kein Zufall, dass es keinen bedeutenden rassistischen oder antisemitischen Roman gibt. Selbst Céline ist, zumindest als Autor der «Reise ans Ende der Nacht», kein Antisemit.

Sind Sie ein realistischer Schriftsteller?

Wenn ich mich irgendwie etikettieren müsste, würde ich in der Tat diese Bezeichnung wählen. Aber Realismus bedeutet für mich nicht, die Wirklichkeit zu reproduzieren. Ein realistischer Schriftsteller fingiert die Realität, genau wie ein fantastischer Schriftsteller die Irrealität fingiert.

In Ihren Essays äussern Sie sich auch zu politischen und gesellschaftlichen Fragen. Sie spielen noch immer die etwas altmodisch anmutende Rolle des sozialen Gewissens.

Ja, ich bin einer der letzten engagierten Schriftsteller. Ein Dinosaurier.

Warum lehnen viele Ihrer Kollegen diese Rolle ab?

Weil die «Literatur light» in Mode ist, die keine wirklichen Probleme aufgreift, sondern sich damit zufrieden gibt, unterhaltend zu sein. Oft ist diese Unterhaltung intellektuell raffiniert und künstlerisch geglückt, aber sie stammt von Autoren, die nicht mehr daran glauben, dass die Literatur ein Leben oder die Geschichte verändern kann.

Und Sie glauben noch daran?

Natürlich wirkt diese Überzeugung altmodisch und naiv. Aber in dieser Naivität steckt eine sehr grosszügige Auffassung von Literatur, die ich einfach nicht beerdigen will: dass nämlich die Literatur im Geist des Lesers etwas hinterlässt, was seine Biografie oder seine Weltanschauung beeinflusst. Ohne die guten Bücher, die ich gelesen habe, wäre jedenfalls mein bisheriges Leben trauriger, mittelmässiger und mechanischer verlaufen.

Befolgen Sie beim Schreiben bestimmte Rituale?

Ich arbeite sehr diszipliniert. Morgens schreibe ich zwei Stunden von Hand, danach tippe ich das Geschriebene selber in den Computer. Am Nachmittag setze ich die Arbeit meistens in einer Bibliothek oder in einem Kaffee fort, um Klaustrophobieschübe zu vermeiden. Von Montag bis Samstag schreibe ich jeweils an einem Roman, am Sonntag an Artikeln.

Am 14. Mai kommen Sie zu einer Lesung in die Schweiz. Reagiert das Schweizer Publikum anders als das peruanische?

Das Schweizer Publikum reagiert viel gelassener (lacht).

Haben Sie Angst vor dem Älterwerden?

Es gibt eine skandalöse Tatsache: Wir alle werden eines Tages sterben. Aber ohne den Tod wäre das Leben langweilig. Es würden ihm die intensiven, grossartigen, aufregenden Momente fehlen, die uns das Leben bietet, wenn wir uns verlieben, wenn wir schreiben, wenn wir ein Buch oder eine Freundschaft geniessen, wenn wir uns für etwas einsetzen – was auch immer. Der Tod ist der Preis für ein intensives Leben. Wichtig scheint mir, lebendig das Ende zu erreichen, nicht unterwegs zu sterben – sei es an einer Krankheit oder weil man die Neugierde verliert.

Denken Sie häufig an den Tod?

Ich denke fast nie an den Tod, ausser in seltenen Momenten der Untätigkeit. Wenn ich schreibe, wenn ich an einem Projekt arbeite, verschwende ich hingegen keinen Gedanken daran. Ich habe keine Angst vor dem Tod. Was mich mit Schrecken erfüllt, ist die Vorstellung, meine Geisteskraft zu verlieren, ich habe Angst, eine Pflanze zu werden – zum Beispiel wegen eines Hirnschlages. Aber so-lange ich das Leben geniessen kann, sehe ich im Tod einen natürlichen Schlusspunkt.

Auch einen endgültigen Schlusspunkt?

Ich bin Agnostiker, und deshalb kann ich nicht mit der Gewissheit eines Gläubigen auf ein Weiterleben im Jenseits vertrauen. Bei aller Skepsis schliesse ich aber auch nicht kategorisch aus, dass nach dem Tod etwas kommt. Es wäre doch absurd, wenn so komplexe, reichhaltige, widersprüchliche Phänomene wie das Leben, die Geschichte oder die Evolution keinerlei Sinn hätten und nichts als Werke des Zufalls wären. Sofern es eine Form der Transzendenz gibt, ist sie jedoch sicher ganz anders, als es uns die grossen Religionen schildern. Denn diese Schilderungen sind schlechte Literatur.

(c) 2004 by Die Weltwoche, Zürich - E-mail: webmaster@weltwoche.ch